

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 4

Artikel: Der Elfenbeinkönig
Autor: Amrein, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Elfenbeinkönig

Nach wahren Begebenheiten erzählt von E. Amrein

Nicht oft führten mich meine Geschäfte vom bergigen Bandung hinab nach Batavia. Geschah es dann doch einmal, so suchte ich nach dem Nachessen gerne den einen oder andern Schweizer auf, um von «daheim» plaudern zu können. Seit der letzten 1. August-Feier habe ich den alten Portier des Staatsbahnhauptbureaus nicht mehr gesehen. Der zufriedene Basler Landschäfter mit seinem trockenen Jägerhumor sollte mir, wie er mir am Schweizerfest-Abend versprochen, mal von seinen Jagdabenteuern erzählen, die er in Sumatra erlebt hatte vor etwa 30 Jahren, wie er als junger, angeworbener Soldat der holländischen Regierung half, die verschiedenen, zähen Volksstämme im zerklüfteten Bergland der herrlichen Insel zu unterwerfen.

Im offenen Seitengang seiner Behausung klopfte ich an die erste Türe, hinter welcher ich Stimmen vernommen habe. Da steht auch schon seine untersetzte, breite Gestalt im Türrahmen. Unter dem langen Schnurrbart gurgelt sein auffallend tiefer Baß einen freudig überaschten Gruß hervor und läßt mich ein, in die Stube zu treten. Seine Linke, bewaffnet mit einer urgroßväterlichen Weidmannspfeife mit riesigem, bemaltem Porzellankopf, deutet in das erleuchtete, von hellgrauen Rauchschwaden durchschwelte Zimmer. Auf dem Tisch stehen zwei Bierflaschen und zwei halbvollte Gläser. Dahinter erhebt sich vom niedrigen, krachenden Sofa ein hageres Männlein in etwas zerknittertem, aber sauberem Tutupakean (meist weiß, oft auch braune Tropenkleidung mit geschlossenem Rock und angenehmem, ziemlich hohem Kragen). Mein Baselbieter stellt vor. Ich höre den Namen: «Jan Molenaar». Erklärend fügt er bei: «Wir haben in jungen Jahren oft zusammen gejagt drüben.» Das «Drüben» heißt so viel wie Sumatra. «He, Jan, das war noch ein anderes Leben und Treiben als in der heutigen langweiligen Zeit, was meinst?» Der Angeredete verzieht sich runzeliges Antlitz zu einer Grimasse, aus der man ein zustimmendes Lächeln herausraten muß. Vorsichtig setzt er sich wieder, als auch ich, ihm gegenüber, am Tisch Platz genommen habe, während mein Landsmann ein drittes Glas aus einer dritten Flasche mit dem schäumenden Gerstensaft füllt und beides vor mich hinstellt. «Zum Wohl!» Wir trinken uns zu. Dabei fällt mir auf, wie aus den durchsichtigen Zügen des Holländers, neben einer großen, schmalen Hakennase zwei klare, stahlblaue Augen noch so frisch und scharf zu mir herüberblitzen. Gleich starren sie wieder unter den Tisch. Aber sein ehemaliger Jagdkamerad, in aufgeräumter Stimmung, rüttelt ihn aus offensichtlich düstern Gedanken heraus: «Tust ja, wie wenn du in den 30 Jahren nie mehr Elefanten musizieren gehört hättest! Und 's hat ja noch ganz nette Herden bei euch drüben, wie ich sagen hörte. Stimmt das?»

«Nee, sie fangen alles weg für die Gärten und Zirkusse.» Die an und für sich etwas hohen Schultern der schmächtigen Gestalt ziehen sich noch höher, als wollten sie sagen: «Gegen Dummköpfe ist nicht zu kämpfen.» Dann versinkt das Männlein wieder ins Brüten. Ein eigener Kauz, wie die meisten Europäer, die sich in die Tropen verwurzeln, denke ich und erzähle nun von Basel und von politischem Gezänk. «Ja, ja, s'rumort in der ganzen Welt. Hier auf Java liegt auch wieder etwas in der Luft. Aber die Regierung verschließt Augen und Ohren. Donner und Doria! Da haben wir seinerzeit «drüben» nicht gewartet, bis sie uns das Messer in den Bauch stießen, hee, Jan?» Ein mächtiger Schluck besiegelt diese wie dumpfes Grollen unter dem buschigen Schnurrbart hervorbrechende Aeußerung. Und dann verbeißt sich die langen, braunen Zähne in das Hornmundstück der großen Pfeife. Mächtig dampft es wie bläuliche Gewittertürme aus dem bemalten Porzellankopf; graubraunes Gefolge wirbelt ihnen nach unter der starken, geraden Nase hervor.

«Noch für vieles sind die hohen Herren taub und blind!» Die Tenorstimme vom Sofa her krächzt diese Bemerkung zu den Rauchzügen hinauf, welche von den stahlharten Blicken der halb zugekniffenen Augen durchbohrt werden. Stimme und Gesichtsausdruck des etwa Fünfundfünfzigjährigen entspringen wie die Anklage selbst offensichtlich einer tiefverankerten Unzufriedenheit, die sicher auf ein persönliches Erleben zurückzuführen ist. Sein ehemaliger Kampfbruder, in einen abgeschabten Ledersessel mit hoher Rückenlehne versunken, kommt meinem Fragen zuvor. Halb gegen mich gewendet, mir die Sachlage zu erklären, antwortet er dem Holländer mit seinem beruhigenden tiefen Organ: «Ja, ja, du kannst darüber ein Liedlein singen! Springst seit bald 10 Jahren vom Pontius zum Pilatus und kriegst deine Elfenbeinkonzession nicht raus. Lästst deine alten Knochen noch auf ein Schiff und fährst zu uns her, um mit den letzten Kräften über den Marmorboden im Pa-

lais vor den Generalgouverneur hinzuturnen deswegen. Mich freut's ja riesig, daß du gekommen bist; bleibst bei mir während den Wartewochen, bis du dran kommst. Unterdessen wächst dein Ivorschatz (Elfenbein) noch an im Elefantenfriedhof! Denn alle deine grauen Freunde fangen sie dir nicht weg, glaube das nur nicht!»

Ich biete dem zusammengedrückten Männlein im Sofa die zweite Zigarette an, setze die offene Schachtel mehr nach seiner Seite hin auf den Tisch zurück und frage ihn: «Sie waren also oder sind noch Elefantenjäger? Ich dachte, Sie seien Batakkerjäger gewesen seinerzeit mit meinem Landsmann da!» (Batakker: Bergvolk des westl. Sumatra, die den Holländern jahrelang zähen Widerstand leisteten gegen ihre Eroberungszüge zur Unterwerfung der Insel.) Aus den braunen, tiefliegenden Augen des Basellandschäftlers funkelt die Erinnerung unter den buschigen, dunkeln Augbrauen hervor. Wieder führt er das Wort, da sein Gast, wie es scheint, seine Scheu vor Drittpersonen aus einer ihm mit den Jahren der Enttäuschungen überwuchernden Skepsis nicht so schnell überwunden kann. «Beides sind wir gewesen! Und Jan unser Führer, unser Patrouillenkommandant. Der Hauptmann hat ihn zum Korporal befördert, weil er beim Scheibenschießen im Kasernendienst ausnahmslos ins Schwarze traf. Im Springen, Klettern, Schanzengraben, Verhauerdichten waren wir dem Janhaken über. Aber das Wichtigste und Vornehmste im Krieg ist das Pulvern. Und da hat ihn niemand eingeholt. Hee, Jan, gell, so ist's?»

«Gib mir einen Schießsprügel in die Hand, auf 100 Meter will ich heute noch ein Elefantenauge treffen, so sicher, als ich jetzt bei dir schmarrtoze!» Die schmächtige Gestalt hat sich gestrafft. Das Lob scheint zu wirken wie der Köder vor der Höhle eines Wiesels. Am Tischrand reißt sich der Elefantenjäger empor und tippt gegen das Buffet, neben welchem an der Wand ein Doppelläufer hängt. Jetzt bemerke ich, wie er das linke Bein nachschleppt und das rechte als Standbein braucht, während des interessierten Betrachtens des Stutzens. «Das ist mein alter, der hat ausgedient. Im Schlafzimmer, neben dem Bett hängt ein besserer. Ich zeig' ihn dir nachher noch. Komm, trink' aus!» Der Aufforderung seines Freundes nachgebend, hilft Jan Molenaar mit hochgezogenen Schultern zum Tisch zurück, leert sein Glas mit drei kräftigen Schlücken und füllt es sich selber wieder voll. In die knarrende Sofaecke gedrückt, schaut er mit seinen klaren Augen zum Kameraden herüber und meint dann: «Es stimmt nicht ganz, was du über ihn sagtest. Die Batakker habe ich nie gejagt. Als Patrouillenfürher hatte ich die Aufgabe, von Tapanuli aus die im Bau begriffene erste Telegraphenlinie nach der Ostküste zu bewachen. Meine Feinde waren die Elefanten, welche sich an den Telegraphenstangen kratzten und sie wie Zahnstocher knickten. Und weil sie wie die Rotnasen der Batakkerjungen an allem, was sie erreichen können, sich freuen wollen, holten sie mit ihrem Rüssel die Drähte herab und spielten Zapfenzieherli damit. Das muß man von 20, 30 Schritt Nähe gesehen haben! Das Tännlein dieser plumpen Ungeheuer. Und lachen können die Biester mit breitem Maul und aufgeworfener Oberlippe, jawohl! Das übermütige Pfeifen durch den Rüssel und das Gurgeln drang oft bis zu meinem Versteck auf hohen Bäumen. Da mußten dann schon einige Stangen splintern und blitzende Drahtspiralen durch die Luft sausen, damit mein Finger sich am Abzug zusammenkrümmte und der Bulle oder ein anderer der Missetäter seinen Totenmarsch sich selbst vortrompetete. Es war meine Aufgabe. Die Elefanten waren die Feinde der Kompanie, nicht wahr? — So wurde ich eben Elefantenjäger.»

Das Aufrollen jener Zeiten hat den Wortkargen aus seinem Versteck herausgeholt. «Sie haben doch nicht während all ihren Dienstjahren Elefanten schießen müssen?» frage ich ihn, um ihn zu verhindern, sich wieder zu verkriechen, und halte ihm mit einem brennenden Zündholz die Zigarettenschachtel hin. Dankbar greift er zu und pafft drauf los. Dann, seinen scharfen, offenen Blick gegen mich gewandt, antwortet er mit leisem Zucken um die Nasenflügel: «Meine Dienstzeit ist kurz geblieben. Neben den Elefanten streckte ich natürlich auch Tiger und Panther nieder, die mir in die Quere kamen. Da diese gefährlichen Katzen eine wirkliche Plage für die Batakker bedeuteten, sah die Bevölkerung in jener Gegend einen Wohltäter in mir, ihrem eigentlichen Feinde, und begann mich als ihren Freund zu verehren. Auf einer Banteng-Jagd (wild lebende Stiere, sehr gefährliche Jagdtiere) erreichte mich das wütende Tier, bevor ich einen Baum erklattern konnte. Hätten mich die braunen Kerls nicht mit eigener Lebensgefahr gerettet, so wäre ich damals wie ein spani-

scher Stierfechter auf den Hörnern des Banteng durch die Luft gewirbelt. So kam ich mit zerstampfter Hüfte davon. Aber im Rimbu (Urwald) heilt so was nur schlecht und langsam. Bei der nächsten Inspektion entdeckten sie mein Gebrechen. Schluß mit Soldatsein. Entlassen mit Minimal-Pension. Was machen? Da stand ich, noch jung und sonst gesund. Zu den alten Gichtmännern ins Ausgedienten-Heim spazieren war nichts für mich. Ich wollte noch leben, noch viel erleben! Das einzige Handwerk, das ich verstand, war das Jagen. So baute ich mir dort oben eine Bambushütte und blieb Elefantenjäger.»

Unser Gastgeber saugt schweigend an seiner Pfeife. Erst, nachdem der Hochschultrige die eingesunkene Blume aus seinem Bierglase weggetrunken und sich in seiner Sofaecke wieder gemütlich eingenistet hat, greift er den Faden auf, der abzureißen droht: «Hör, Jan, in deinem letzten Brief vor fünf Jahren — dem dritten deiner Mordskorrespondenz mit mir — erzähltest du mir vom Elfenbeinschatz tief im Rimbu, für dessen Ausnützung dir die Sumatraner Behörden so große Schwierigkeiten machten. War's nicht so?» — «Nein, gar nichts taten sie, die elenden buajas (Krokodile). Alles schnappen sie weg, was bequem zu erhaschen ist und das andere lassen sie liegen oder schmeißen's in den Papierkorb!» krächzt erregt der Tenor herüber. «Das glaub' ich dir schon, das ist überall so in der Welt», meint gelassen der Basler Baß. «Aber sag' mal, wie fandest du eigentlich jenen Elefantenfriedhof, von dem du mir geschrieben hast? Hat dich ein Dickhäuter dorthin getragen?»

Die Augen zugekniffen, den Kopf zwischen den Schultern, kauert der Jäger auf dem grün und rot bemusterten Sofa. Aus dichtem Rauch glüht die Zigarette rasch hintereinander auf. Dann öffnet er plötzlich sein rechtes Auge und starrt unter dem Tisch zwischen uns beiden durch, als zielte er in weite Fernen. «Wie ich den Ivorschatz fand? Ja, das weißt du noch nicht? Das kam so: Die Batakkers waren mir ergeben. Obwohl ich davonhumpelte, als hätte ich ein Dutzend Hühneraugen, machte mir das Jagen keine Beschwerden. Die Bevölkerung half mir überall. Ich liebte damals das Leben wie ein Ameisenbär die roten Waldhengste. Und das Metier war einträglich. Hatte ich einen netten Bullen erlegt, so reichte es wieder für einige Monate in Saus und Braus. Ja, so ein paar Elefantenzähne werden gut bezahlt! — Ueber die zwanzig Jahre lebte ich so zufrieden mit meinen Batakern. Hab's keinen Augenblick bereut. Wie viel von den grauen Waldwanderern ich niedergeknallt habe in dieser Zeit, weiß ich nicht. Ich hab' sie nicht gezählt. 's werden wohl gegen die hundert dieser Herren gewesen sein. Lauter ältere Männchen. Und für alle ein Schuß mitten ins Auge! Das heutige Jagen ist ein Morden von jungen und alten Tieren oder ein niederträchtiges Fangen und entsetzliches Quälen. Könn't' ich noch gehen wie damals, ich wollte den herzlosen Stümpfern zeigen, was und wie ein ehrlicher Weidmann jagt!»

Die Hakennase hängt sich in das Bierglas. Das hageres Männlein muß den aufsteigenden Aerger wegspülen. Dann fährt es fort: «Ja, geradewegs hundert können es nicht gewesen sein. Denn dort oben am Tobasee besteht die heilige Ueberlieferung, daß kein Jäger auf der ganzen Erde mehr als 99 Elefanten erlegen könnte. Beim hundertsten tritt das Unglück ein: Dann werden die Rollen vertauscht. Und der hundertste Elefant packt dich mit seinem Rüssel, schmettert dich nieder und zertritt dich zu Brei mit dem Trompetenruf: «Neunundneunzig hast du getötet, der Hundertste tötet dich!» Soweit kam's also nicht bei mir. Denn allmählich begannen die Schmerzen in meiner linken Pfote. Das Jagen ging immer schwieriger. Die Batakker, die guten Kerls, merkten dies natürlich bald und wollten mir den bösen, lähmenden Geist austreiben. Aber ihre Fratzenzüge, Beräucherungen und Katzenkonzerte halfen nichts.

Da sitze ich denn in meiner Hütte und sinniere über das: «Was nun?» Eines Abends erscheint einer der braunen Brüder, der hie und da mit mir auf die Jagd mitgekommen war und einen Heidenrespekt vor dem «Elfenbeinkönig» hatte, wie sie mich dort oben nennen. Er war ein ausgezeichnete Waldläufer und hat mir oft gemeldet, wenn eine Dickhäuterherde durch die Gegend zog. Er mußte mir einige Male das Elfenbein auf die nächste Poststation tragen. Und mit Geld ging er erhellend um als die großen Bankiers in Batavia. Es tat ihm leid, mich wie einen geschlagenen Gladakker (verwilderte Dorrhunde, die niemandem gehören, massenhaft vorkommen, sich balgen um jeden Bissen, den sie erwischen) herumhinken zu sehen. Und da er immer auch seinen Teil von meiner Jagdbeute und dem Erlös

erhielt, war ihm daran gelegen, daß mir geholfen werden sollte. Da steht er also an der Türe und sagt, er müsse mir ein Geheimnis anvertrauen. Und wie ich zu ihm hinaushülpe, zeigt er mit seinem schneigen Arm zu den waldigen Bergkuppen des Hinterlandes hinauf und flüstert: «Der Elefantenfriedhof!»

Ich hatte langsamerhand die Eigenarten dieses Völkchens kennengelernt. Wenig Worte, aber viel damit sagen wollen. Ich nehme also meine lahme Flosse unter den Arm, die Büchse über die Schulter und folge dem Burschen in den dichtesten Rimbu hinein. Nach einer guten Stunde haben wir die Spur einer großen Elefantenherde erreicht. Ein Irren hierin ist ausgeschlossen. Ein Sologänger, der mir eigentlich recht willkommen gewesen wäre, bahnt sich keinen so breiten Weg. Das muß eine Herde von alten und jungen Tieren sein, Männchen und Weibchen und auch Babies sind dabei. Wir ziehen ihnen nach in Gegenden, die ich noch nie durchpirscht hatte. Immer weiter wage ich mich hinein in den dunkeln Wald. Ich weiß, Tanabori, dem Waldläufer, kann ich mich völlig anvertrauen.

Nach einigen Tagen mühsamen Verfolgens der Spur hoch hinauf in die Berge, stoßen wir plötzlich auf die Herde. So viele hatte ich noch nie beisammen gesehen. Vorsichtigerweise sind wir stets unterm Winde marschieren. Sie können uns daher nicht riechen und auch nicht sehen. Gewohnheitsgemäß greife ich nach dem Gewehr. Aber da weht etwas um uns herum, das mich warten läßt. Das eigentümliche Gebaren der kolossalen Küdde (Herde wilder Tiere) ist zu auffallend. So ziehen sie nicht dahin, die grauen Waldriesen, wenn sie auf ihren periodischen Jahreswanderungen ihre Weidplätze wechseln. Langsam, beinahe feierlich, bewegen sie sich über den Sattel zwischen zwei steilen Bergkegeln in ein schmales Tal hinein. Sonst treiben die Männchen, welche gewöhnlich die beiden Flanken als Flügelschutz besetzen, allerlei Alostria, reißen große Aeste von den Bäumen, locken mit ihren grünen Blätterschirmen die hinterher trotende Jugend oder kitzeln damit eine junge Dame im Gesicht oder hinter den Ohren. Hier aber kann ich nichts dergleichen beobachten. Eng beisammen, in langem Zuge gehen sie durch das knisternde Unterholz. Nicht ein Rüssel schwingt sich über die hohe Rückenmauer zu den Blätterkronen der mittelhohen Bäume hinauf. Wahrhaftig, sie sind alle traurig! Ihr Tempo ermöglicht uns, ihnen voranzuziehen. Der vorher noch harte Boden beginnt weich zu werden. Wir warten ab auf einem hohen Baume. Da kommt der Zug heran. Was sehe ich? Mitten in der breiten Front wandern zwei riesenhafte, alte Biester mit Stoßzähnen von mindestens 6 Fuß Länge. Uralte Her-

ren müssen es sein. Wie von schlechten Schützen mit miesen Kugeln durchlöchert, so unsicher wackeln sie ganz langsam voran, rechts und links gestützt und geschoben von jüngern, starken Geschlechtern, die sich in der vordern Linie alle gegen die beiden Greise in der Mitte hinstemmen. Kräftige Weibchen, immerhin drei bis vier Fuß kleiner als die schwankenden Ahnen, halten die mühsam vorwärts Schürfenden aufrecht. Es ist, als wollten sie ihnen mit dem Anpressen ihrer Leiber an deren runzelige Flanke sagen: «Nein, noch etwas weiter. Nicht niederfallen. Spannt eure Muskeln noch kurze Zeit!»

So kommen sie näher. Dort vorne aber beginnt eine sumpfige Talmulde. Da hinein bewegt sich der Trauerzug. Und jetzt lassen die Begleiter die monstrosen Alten los. Mit den Rüsseln stoßen die Weibchen vorsichtig, wie voller zärtlichen Mitleids, die Beiden noch etwas weiter in das moorige Land hinein. Da stolpert der eine, fällt hin und bleibt liegen. Auch der andere bricht neben ihm zusammen und steht nicht mehr auf. Jetzt schart sich die ganze Herde um die beiden gewaltigen Körper. Nahe bei ihnen die großen und kräftigen Männchen und Weibchen, weiter zurück gegen den Rand des Sumpfes die jüngeren Tiere und Babies. Und plötzlich gellt aus hundert hoch erhobenen Rüsseln ein so ungeheurer Abschiedsruf, daß die Luft weit durch das Tal zittert und die Bäume vor Schmerz erbeben. Langsam versinken die beiden Kolosse im dunkelbraunen Morast. Noch vibriert der herzzerreißende Schrei durch meine Glieder, da strecken sich aus dem Brei dort unten zwei lange Rüssel steil empor. Und wie aus einer Lunge ertönt als Antwort ihr letzter, lauter, doppelter Trompetenstoß. Dann wird es still. Sofort macht die ganze Herde kehrt. Und so wie sie hieher kam, zieht sie wieder ab: Langsam, feierlich, wie eine Familie, die vom Begräbnis eines ihrer lieben Angehörigen zurückkehrt.

Das Rascheln und Knacken verweht im Wald. Da zupft mich Tanabori. Seine dunkeln Augen sprühen Feuer dort hinab, wo eine schwärzliche Brühe die vielen tiefen Fußstapfen um eine breite Lache herum ausfüllt. Heiser vor Erregung flüstert er mir ins Ohr: «Herr, der Elefantenfriedhof!» Und während wir unter dem Baum das Kamp herrichteten, erzählt mir die treue Seele von dem Geheimnis: Die Elefanten haben Begräbnisplätze grad wie wir Menschen. Aber niemand weiß, wo sie zu finden sind. Die altersschwachen Greise der Küdden werden dorthin getrieben, wenn ihre Zeit gekommen ist. Darum findet man nie Ueberreste von gestorbenen Elefanten im Rimbu. Jetzt haben wir eine Bestattung miterlebt. Hier haben wir einen dieser Friedhöfe entdeckt!

Anderntags suchen wir in der sumpfigen Mulde. An einigen Stellen können wir aus dem Morast riesige Schädel und Knochen herausgraben. Seit Jahren, vielleicht seit Jahrhunderten liegen sie da unten. Da müssen also auch ihre mächtigen Stoßzähne zu finden sein! Vor mir, im tiefen Moor, ein Elfenbeinschatz, der eine Goldmine fast aufwiegt!

Und plötzlich durchzuckt es mich, als hätte ich einen Schlag ins Genick erhalten: Mann, du bist reich, du bist unermeßlich reich! Jan Molenaar, jetzt erst bist du der Elfenbeinkönig! — Da erst begreife ich, was Tanabori mit seinen Worten: «Dort oben in den Bergen ist der Elefantenfriedhof!» sagen wollte. —

Das schmächtige Männchen in der zerknitterten Tutupjacke ergreift mit zitternder Hand das Glas und zieht lange dran. Dann sinkt es in seine Sofaecke zurück, kaut am kalten Zigarettenstummel und schweigt. Zwei tiefe Furchen laufen von der Hakennase weg neben dem zusammengepreßten Mund hinunter zu der scharfen Kieferlinie. Der Basellandschäfer klopft seine Pfeife aus und füllt das Glas seines Gastes nach.

«Und dann?» frage ich in die anhaltende Stille hinein. Aber seine Majestät der Elfenbeinkönig siniert mit einem zugeknickten und einem weit unter den Tisch hinstarrenden, scharfen Auge in sich hinein. Trotz der hochgezogenen Schultern kann er die Erinnerung an jene Jahre der tiefen Enttäuschungen nicht von sich wehren.

«Was dann?» Der unangenehme, krächzende Ton, der vor Jan Molenaars Auftauchen die Stube durchschnitten hatte, klingt wieder aus diesen zwei unzufriedenen Worten. Beinahe gereizt poltert er los: «Ich bin Elefantenjäger und kein Kaufmann. Sie haben mir das Geheimnis herausgelockt, als ich um die Konzession fragen ging. Sie wollen mir helfen bei der Ausbeute, sagen sie und bauten mir ein Kampunghäuschen (Eingebornendorf) mit steinerem Grundmüerchen rundum und einem Garten daneben. Dann kam ein magerer monatlicher Zuschuß. Aber die Konzessionsbewilligung habe ich nie gesehen. Man vertröstete mich, sie sei noch nicht geschrieben. Und während meinen Wartejahren haben sie den Ivorschatz langsam abgebaut dort oben in den Bergen. Wie viel noch im Elefantenfriedhof liegt, weiß ich nicht. Ich bin ein Wrack geworden mit meiner kaputten Flosse. Nicht einmal mehr zu einem Jagdabenteuer mit meinen Batakern kann ich mich schleppen. Sonst, glauben Sie mir, — Jan Molenaar, der Elefantenkönig, steht rasch auf. Seine durchdringenden Augen glänzen stählern. Und mit leidenschaftlicher Gebärde schreit er mich an: «Jawohl, auf 100 Meter mitten in ein Elefantenauge, mein Herr!»

Wundervoll gepflegte Hände



trotz aller Hausarbeit mit kaltem und warmem Wasser, trotz Regen, Wind und Schnee dank HAMOL. Reiben Sie Gesicht und Hände allabendlich damit ein, das gibt Ihrer Haut samtweiches, jugendliches Aussehen. Der Vorteil von Hamol: Es ist nicht nur Vorbeugungsmittel, sondern hilft auch bei bereits eingetretener Hautreizung erstaunlich rasch. Denken Sie daran: Zweimal HAMOL einreiben und weg sind Rauhe Haut, Risse, Frost

DOSEN Fr. —.95 TUBEN Fr. 1.50
in Apotheken, Drogerien, Coiffeurgeschäften

hamol